

# Erlebte Heimat

## in der schwäbischen Dichtung unserer Zeit

Von Emil Wezel

O Heimat, wir sind alle dein,  
Wie weit und fremd wir gehen!  
Du hast uns schon im Kinderschlaf  
Ins Blut hineingesehen.

Kein Weg ist, den wir heimlich nicht  
Nach einem Heimweg fragen.  
Wer ganz verlaufen,  
Wird im Traum zu dir zurückgetragen.

Dieses Gedicht, dieses schlichte und dennoch vielleicht schönste Heimatgedicht, das wir in unserer Sprache besitzen, mag nicht zu Unrecht unseren Erwägungen vorausgehen. Denn das Erlebnis, das der Dichter Hans Heinrich Ehrler zum Thema dieses Gedichtes macht, bleibt nicht in den Raum der eigenen, nur an das Ich gebundenen Erinnerung gebannt. „Wir alle“ sind in dieses Erlebnis eingeschlossen. Wir alle erfahren im Bann dieser Verse die heilige Mitte der Heimat als Mitte der Welt überhaupt. Und wir lernen aus solcher Schau verstehen, warum das Heimatgefühl unser Verhältnis zur Welt, das Weltgefühl der Deutschen viel nachdrücklicher als das jeder anderen Nation bestimmt. Aber ergreift uns außerdem dieses kleine Gedicht nicht gleich unmittelbar durch den demütig offenen, staunenden Blick in eine Tiefe, deren wir uns oft kaum mehr bewußt sind? Freilich beschwören seine Verse kein romantisches Traumland. Auch verzichten sie, trotz ihrer Reime, auf den geschmeidigen Gang und den Wohllautklang des Volks- und Wanderliedes. Dennoch werden Stimmung und Geheimnis einer seit Kindertagen verborgen in uns ruhenden Welt hier vollkommen gegenwärtig.

„Du hast uns schon im Kinderschlaf ins Blut hineingesehen“ – sagen diese Worte nicht aus, daß das Erlebnis der Heimat ebenso die frühesten wie die tiefsten und nachhaltigsten Eindrücke unseres ganzen Lebens umschließt? Und bezeugen damit diese Worte nicht auch die Wahrheit eines tragischen Weltgeschicks in einem Jahrhundert, das Millionen Menschen aus ihrer Heimat ausgetrieben und ihnen damit die Sicherheit ihres innersten Lebensgrundes bedroht hat? Doch

eben in dieser Lage bedarf der Mensch, der einsame, unbehaute Mensch, einer ihn im Herzen erhebenden Kraft. Aber „wer ganz verlaufen“, kann noch im Traum, im Einsinken in die dunkle Erinnerungstiefe des Blutes, jene Hilfe als Liebes- und Trostkraft der Heimat empfangen.

Ehrlers Gedicht schlägt so das Thema der erlebten Heimat mit all den Schwingungen, all den Ober- und Untertönen an, die, mannigfach abgewandelt, im Chor der schwäbischen Dichter des 20. Jahrhunderts vernehmbar werden. Auch die Erzählungen Ehrlers sind, bei aller idyllischen Liebe zum Kleinen und Unscheinbaren, vom zeitlosen Klang dieser Melodie erfüllt. Insbesondere die „Reise in die Heimat“, die seiner Vaterstadt Mergentheim gilt, nennt die Gaben bei Namen, die durch sie zum unverlierbaren Besitz des Menschen werden: „Du hast mir die Augen gegeben zum Sehen, die Ohren zum Hören, die Füße zum Wandern, den Geist zum Erkennen, die Seele zum Bergen. . . . Mein ganzer Weg ist Umweg geworden zu dem Ziel, seinen Ausgang, den morgendlichen, anzustaunen und in diesem des abendlichen getrost zu sein. Heiliges Geheimnis, ich darf ahnen, daß der Quell der höheren jenseitigen Heimat in deinem Brunnen sprang.“

Heimat erleben heißt zwar nicht schon Dichter sein. Denn die Wachheit des Gefühls ist nicht mehr als nur ein erster Schritt in die schöpferische Werkstatt, in der das Gedicht sein zeitüberhobenes Leben empfängt. Trotzdem besteht unbestreitbar ein natürlicher, ja zwingender Zusammenhang zwischen dem – im Herzen erfahrenen – Echo der Heimat, der Kindheit und dem Lobgesang auf das Ursprung- und Kindhafte, wie ihn die Dichtung zu allen Zeiten angestimmt hat. Ehrler, der bereits vor Jahren starb, sei hier nur als Beispiel für die Möglichkeiten solchen Sagens und Kündens genannt – um damit schon einleitend auf das eigentliche Anliegen und gründende Element im Schaffen auch der anderen zeitgenössischen Dichter hinzuweisen.

Selbst ein Erzähler und Lyriker von weltliterarischem

Rang, Hermann Hesse, bekennt sich freimütig zu dieser Bindung. Sie wird ihm freilich nicht nur als Liebe zur Jugendheimat, sondern in einem viel umfassenderen Sinne als eine Verbundenheit mit der „schwäbischen Tradition im Geistigen und in der Sprache“ bewußt. Hesse, dem die Unruhe im Blut liegt, ins Unendliche zu fragen, sich nie zu genügen, er, der bis zu den Urwidersprüchen alles Menschlichen vordringt, hat immer wieder Sinnbilder heilen Daseins ersungen, in denen er der Heimat seine huldigende Liebe bewahrt. Schlicht kann er daher – noch 1948 – in der Einleitung zu „Gerbersau“ sagen: „Wenn ich als Dichter vom Wald oder vom Fluß, vom Wiesental, vom Kastanienschatten oder Tannenduft spreche, so ist es der Wald um Calw, ist es die Calwer Nagold, sind es die Tannenwälder und die Kastanien von Calw, die gemeint sind, und auch Marktplatz, Brücke und Kapelle, Bischofstraße und Ledergasse, Brühl und Hirsauer Wiesenweg sind überall in meinen Büchern, auch in denen, die nicht ausdrücklich sich schwäbisch geben, wiederzuerkennen, denn alle diese Bilder, und hundert andere, haben einst dem Knaben als Urbilder Hilfe geleistet.“ Was also Hesse aus Eindrücken der Jugendzeit bis in das Werk der reifen Jahre bewahrt, ist eine an heimatlichen Bildern gesättigte Anschauung, die späteren Erfahrungen und Wertungen gegenüber nicht verblaßt, sondern sie mit ihrem Erlebnisgehalt durchdringt. Es ist eine Art des Sehens, das selbst noch dem „Glasperlenspiel“, dem großen Alterswerk, bis in die Sprachgebung hinein die Kraft und Ausdrücklichkeit eines – sich ganz verinnernden – Erinnerens gibt.

Das überwältigende Erlebnis der Heimat geht somit nicht nur in den Heimatroman und das Heimatgedicht ein. Sein Echo wird keineswegs nur in der Provinz eines selbstgenügsam sich auf das Nahe und Vertraute begrenzenden Schaffens vernehmbar. Ihr Bild, ihr „Urbild“ kann vielmehr in der Begegnung mit jeder Ferne, auch mit dem erschreckend Unbekannten und Rätselhaften, aus der Tiefe der Erinnerung steigen und damit zu einer Selbstbestätigung, Sicherung, Geborgenheit werden. „Es ruft eine Stimme unablässig nach dem Herzen der Menschen. Das ist die Stimme der Heimat“ – dieses Wort, das Helmut Paulus den Erzählungen „Geliebte Heimat“ voranstellt, erprobt sich ebenso an seinem Bild von einer fernen Welt: an der unter fremdem Himmel geschriebenen „Amerika-Ballade“. Und diese Stimme klingt noch in den Werken jener Epiker auf, die das Bild des aus allen Bindungen sich lösenden modernen Menschen unbeschönigt vor Augen stellen. Gerd Gaiser, der als Beispiel für die weitausgreifende Thematik

zeitgenössischer Erzählkunst hier genannt sei, gibt in seinem Roman „Eine Stimme hebt an“ dem Menschen, der das Dunkel der Zeit durchschreitet, eine Tiefe, in der, fast verdeckt, Urvertrautheit sich noch bewahrt: „Landschaft der Geburt: es war der einzige Fleck, der dieses Gesicht trug in aller Weite.“ Dieser tragende Grund der Heimat widersetzt sich der Vernichtung: „Da mochten Götter dem Brand verfallen, die Landschaft dauerte.“

Die Wälder und Berge singen also dem Dichter nicht ein bloß an Stimmungen sich erregendes, flüchtiges Traumlied. Vielmehr wird ihm die Landschaft der Heimat zum Sinnbild eines zeitlosen Lebens. In ihr vernimmt er die Seele der Welt. Doch dadurch offenbart sie ihm auch den geheimnisvollen Zusammenhang, der zwischen ihr und der eigenen schöpferischen Tiefe, zwischen ihrer Seele und der Seele des Menschen besteht. Eine Haltung des schauenden Empfangens läßt Otto Heuschele in den Betrachtungen „Im Wandel der Landschaft“ diesen Einklang erfahren. „Dein Schicksal ist sie, wie Liebende sich Schicksal sind, Tag und Nacht ihr Leben erfüllen eines durch das andere.“ Und was ist die Seele, das alles durchdringende Lebelement dieser Landschaft? „Es ist nicht das Außerordentliche, irgendein Einmaliges, in die Augen Fallendes, das zu Bewunderung hinreißen müßte, so wie es die Alpen oder das Meer vermögen. Vielmehr ist in dieser Landschaft etwas, das zur Liebe zwingt. Es ist, als schlage ein reines, zartes und keusches Herz in ihr ... Dieses Land ist lieblich und milde. Seine Täler liegen vor uns wie aufgeschlossene Blütenkelche ... So ist die schwäbische Landschaft ein selten harmonisches Ineinander von Nord und Süd, sie begegnen sich hier geschwisterlich und nahe wie in keiner anderen deutschen Landschaft.“

Dieser Zusammenklang bestimmt auch das Bild, das in die formvollendete Lyrik von Max Reuschle die Heiterkeit und Helle sommerlicher Sonnenfluren einfängt. Das ist „Schwäbisches Land“:

Das goldne Korn, des Himmels übersonntes Blau.  
Die Sommerfrucht, der Klee, die grüne Au –  
Die Felder gehen in den Himmel ein.  
An sanften Hängen reift ein milder Wein.

Im Norden südlich überhauchtes Land.  
Die alten Giebel in der Sonne Brand.  
Die Dörfer um die Kirchen still geschart –  
Auf Feldern Arbeit und auf Straßen Fahrt.

Das schöne Bild von Wind und Licht beglückt.  
Das Auge von der Fülle froh entzückt –  
Der Menschen Weg führt unter Laub und Frucht  
Zum nahen Ziele, zur umschützten Bucht.

Auf verwandte Weise erspürt Otto Lautenschlager, im Banne Hölderlins, der „Wesen vergeistigt lebendiges Dasein“, das geheimnisvoll beglückende Zusammenspiel der Kräfte, das ihn wie Musik erfüllt: Blumen und Sterne, Wolken und Winde, Quellen und Ströme tönen ihr uraltes Lied in seinen Gesang. Inmitten dieser Gotteswelt, von „Gottes Atem“ umweht, wird auch „Mein Haus“ aus dem innig-frommen Einklang mit allem Natürlichen erlebt:

An guter Heimathalde steht mein Haus,  
das schaut den Tagen und den Nächten zu,  
und schaut ins Tal und zu den Bergen aus,  
und schaut den Wolken und den Sternen zu,  
der Winterruh, des Frühlings Blütenbraus,  
des Sommers Flug und seinem Herbste zu. –  
An guter Heimathalde steht mein Haus,  
das schaut der Erde und dem Himmel zu.

Diese Nähe zu den Dingen, diese Beruhigung im Einfach-Klaren läßt auch die Erzählungen und Gedichte von Otto Linck in der schlichten Täglichkeit persönlicher Erfahrung noch tiefere Schichten erschließen: jene Quellen und Heilquellen, aus denen unser Leben seine Kräfte schöpft. Der „Sang im Sommer“ bringt daher beides zu inniger Einigung: das Verborgene und das Sichtbare, „erahnte Ferne und die Nähe erfüllter Form und Wesenheit“.

Allezeit aber ist es der Mensch selbst, der im Bild der Heimat nicht nur seine Sehnsucht nach Einkehr und Geborgenheit stillt, sondern in ihr auch einen untrüglichen Spiegel seines eigenen Wesens erblickt. Sie ist für ihn nicht allein der Raum, in dem sein Erleben sich auszuschwingen vermag, sondern ebenso der tragende Grund, in dem sein gesundes, ungebrochenes, naturhaftes Leben wurzelt. Auf ihm ruht das bäuerliche Element, das insbesondere der älteren, weniger zeitkritischen Erzählkunst ihren Charakter gibt: ihre Herbe und Würze, ihren schalkhaften Humor und ihre träumerische Versponnenheit. Die Altmeister unter den Erzählern Oberschwabens und der Alb, von denen hier nur Wilhelm Schussen, Ludwig Finckh, Hans Reyhing und Anton Gabele genannt seien, wissen wohl um dieses Grübler- und Sinnierertum, dem oft das Alltägliche absonderlich erscheint und das Seltsame zum Alltäglichen wird. Aber in solcher Eigenwilligkeit gibt sich unbefangen ein Stammestum kund, dessen bäuerliche Grundschicht bis weit in das 20. Jahrhundert hinein im Lebensalltag, in Brauch und Feier noch ganz der Natur, der heimatlichen Landschaft verbunden blieb.

Diese Welt eines urwüchsigen, schlichten, doch darum in der Tiefe noch heilen Lebens schildert auch August Lämmle mit überlegenem Können. Die straffe, gedrängte, gedanklich geschliffene Form, die ihm, dem Unterländer, eignet, macht ihn zum Meister der Kurzgeschichte, der Anekdote, des Sinnspruchs. So schildern seine Erzählungen „Schwäbisches und All-zuschwäbisches“, in ihrer liebevollen, dennoch unbestechlichen Art, den Schwaben als den „deutschen Menschen, der die Wahrheit hinter der Wahrheit, das Geheimnis hinter dem Geheimnis sucht“ – und dem, in solchem Spintisieren, doch unverhohlen der Schalk aus den Augen blitzt. „Der Herrgott in Allewind“ schaut hier der Torheit und der Weisheit im lauten und im stillen Leben zu. Und wir erfahren, wie dem Volke „Lust und Leid und Heimat und Hölle zusammen das unerbittliche Ganze der Gotteswelt ausmachen“. Nicht weniger bewahrt die humorige Erzählkunst eines Josef Eberle (Sebastian Blau), was aus den Erfahrungen vieler Geschlechter sich an Witz und Gritz im Sprachschatz des Volkes gesammelt hat. Beide aber, Lämmle und Eberle, seien hier beispielhaft für eine recht ausgedehnte schwäbische Mundartdichtung erwähnt. Was jener in seinem „Schwobespiegel“, dieser in seinen „Schwäbischen Gedichten“ der Weisheit des Volksmundes ablauscht, erschöpft sich nicht im Idyllischen: beide suchen das Elementare in Natur und Menschenwelt, die altväterische Ordnung eines ländlichen oder kleinstädtischen Lebens ohne idealisierende Überhöhung festzuhalten – eine Absicht, der „angesichts des großen Umbruchs unserer Lebensformen“ vielleicht schon bei der nächsten Generation eine besondere kulturgeschichtliche Bedeutung zukommt.

Nur wenige Stimmen aus dem Chor der Schaffenden wurden in unserer Betrachtung erwähnt. Doch soll auf diesem Wege, der sich mehr um die Hervorhebung einzelner Züge als um ein umfassendes Gesamtbild bemüht, nicht eigentlich zählen, was aufgezählt, was bei Namen genannt wird, sondern was zum reinen Klang eines Liedes, des ewigen Liedes der Heimat zusammenschwingt. Gibt uns dieses Lied nicht etwas von der kindhaften Urvertrautheit mit allem Kreatürlichen, mit Strom und Wald und Sternen wieder zurück? Und erhält darin das einmalige, rein persönliche Erlebnis nicht eine Schwerelosigkeit und Weite, die uns über Person und Zeit hinaushebt? „Und der Berg sang, da du sangest“, bekennt Hans Heinrich Ehrler. „War es auch nur ein kleines schwäbisches Lied. Es wurde das Lied der Welt.“